

Patrick Spät (Hrsg.)

Zur Zukunft der Philosophie des Geistes

mentis
PADERBORN

Wolfgang Prinz

PHILOSOPHIE NERVT

Eine Polemik

*Each of us will have his or her own idea of what, if anything, is meant by »consciousness«, and what its value might be as a concept, or diüster of concepts, in scientific discourse and theory. But to **insist** that the value must depend, as a prerequisite, on the availability of a precise definition would, I think, be a mistake. Indeed, if we always insisted on precise definitions we all would be speechless almost all the time. Definitions and precise theoretical constructs are the final product, not the startingpoint of enquiry.*

Lawrence Weiskrantz¹

Über die Zukunft der Philosophie des Geistes nachzudenken steht mir nicht zu. Mir würde zu dieser Frage auch nichts Rechtes einfallen - ganz abgesehen davon, dass ich solche Zukunftsfragen auch nicht für besonders ersprießlich halte. Ich will stattdessen etwas anderes tun - etwas, das mir schon eher zusteht und zu dem mir auch das eine oder andere einfällt. Ich will der Philosophie - namentlich der Philosophie des Geistes - einen Spiegel vorhalten, und zwar den Spiegel derjenigen Wissenschaften, die geistige Vorgänge mit experimentellen Methoden untersuchen. Meine Absicht ist dabei keineswegs therapeutischer Natur. Ich will nichts von der Philosophie, und schon gar nicht will ich sie in irgendeiner Weise ändern. Ich zeige ihr einen Spiegel, auf den sie, wenn sie mag, gelegentlich mit einem Gegenspiegel antworten kann.

Gewiss hat mein Spiegelbild ziemlich persönlichen Charakter. Es reflektiert meine über viele Jahre gewachsenen Beziehungen zur Philosophie, zum Philosophieren und zu einzelnen Vertretern der Zunft. Ambivalenz ist ein durchgehendes Merkmal, das diese Beziehungen prägt. Einerseits bin ich oft fasziniert von dem, was Philosophen treiben, aber andererseits drängt sich mir immer wieder das

Eingangsstatement aus Weiskrantz, L. (1988). Some contributions of neuropsychology of vision and memory to the problem of consciousness, *Consciousness in Contemporary Science*, hrsg. von A.J. Marcel & E. Bisiach. Oxford: Clarendon Press, 183-199.

Gefühl auf, dass das, was sie da tun, nicht wirklich weiterführt - jedenfalls dann nicht, wenn ich es an den Zielen meiner eigenen Arbeit messe.

Dabei schwanke ich, was das Verhältnis unserer beiderseitigen Geschäfte betrifft, zwischen zwei Lesarten. Nach der einen Lesart verfolgt die Philosophie die gleichen Ziele wie die empirische Erforschung des Geistes, nur eben mit anderen Methoden. Nach der anderen Lesart verfolgt Philosophie aber ein ganz anderes Ziel - ein Ziel, das im Begrifflichen und nicht im Sachlichen liegt. Inzwischen glaube ich übrigens, dass die Philosophie auch selbst oft zwischen diesen beiden Lesarten schwankt. Ich komme noch darauf zurück.

Therapeutisch ist meine Absicht zwar nicht, aber diagnostisch ist sie schon: Ich will verstehen, warum man sich auf beiden Seiten oft nicht versteht und sogar missversteht, warum gut gemeinte Kooperationsversuche stecken bleiben oder gar nicht erst in Gang kommen und warum Diskussionen oft heikel sind. Und obwohl meine Diagnose auf die Philosophie ausgerichtet ist, fällt sie natürlich - ob ich will oder nicht - auch auf mich zurück und auf die Perspektive, aus der ich spreche. Was man im Spiegel sieht, hängt ja nicht nur davon ab, was sich dort spiegelt, sondern auch davon, wer den Spiegel wie in Position bringt.

Im Folgenden rede ich mir also von der Seele, was mir schon lange auf derselben liegt und was ich immer schon mal loswerden wollte. Und wie es sich für diese Textsorte gehört, wird es ganz ohne Klischees und Pauschalierungen kaum abgehen. Das ist gewiss ein Risiko, zumal mein Spiegel sich an eine Zunft richtet, die von begrifflicher Genauigkeit und Differenzierung lebt. Große Differenzierungen kann ich hier aber nicht leisten, ungerechtfertigte Pauschalurteile will ich mir allerdings auch nicht leisten. Deshalb muss ich vorab sagen, wie das Folgende zu lesen ist: Ich spieße hier einige Punkte auf, die ich bisweilen in der Philosophie antreffe und die mich irritieren, manchmal auch nerven. Völlig offen lasse ich dabei, wie weit diese Punkte für das Betreiben von Philosophie charakteristisch, repräsentativ oder sogar konstitutiv sind. Das sollen Philosophen unter sich ausmachen - sofern sie überhaupt Lust haben, in meinen Spiegel zu blicken.

1. PHILOSOPHIE

Philosophie kann manchmal ganz schön nerven, wenn sie an Themen und Ideen festhält, von denen sich die Psychologie längst verabschiedet hat bzw. dabei ist, sich zu verabschieden. Eigentlich könnte man darin ein produktives arbeitsteiliges Arrangement sehen: die Philosophie besetzt Territorien, die die Psychologie aufgegeben hat. Aber ganz so entspannt kann ich die Dinge nicht sehen. Denn die Psychologie hat diese Territorien deshalb aufgegeben, weil sie sie für unfruchtbar hält. Philosophie nervt, soweit ihr thematisches und theoretisches Programm quer zu der thematischen und theoretischen Programmatik der modernen Psychologie liegt.

Bewusstsein: Im 19. Jahrhundert wurde die wissenschaftliche Psychologie als Lehre von den Bewusstseinserscheinungen begründet. Das ist sie inzwischen längst nicht mehr. Sie ist im Kern zu einer Verhaltenswissenschaft mutiert, und Bewusstseinserscheinungen spielen (ebenso wie übrigens Hirnprozesse) nur an ihren Rändern eine Rolle. In einem ziemlich schmerzlichen Prozess hat die Psychologie gelernt, dass die Lehre von den Bewusstseinserscheinungen in eine Sackgasse führt, aus der kein Entkommen ist. Sie hat Bewusstseinserscheinungen - und erst recht >das Bewusstsein< - als Forschungsgegenstand aufgegeben, mit dem Ergebnis, dass diese Themen nach wie vor dort ressortieren, wo sie immer schon zu Hause waren: in der Philosophie. Die Philosophie ist von dem Lernprozess, den die Psychologie durchlitten hat, unbehelligt geblieben. Die Analyse von Bewusstseinserscheinungen ist hier nach wie vor ein zentrales Thema der Forschung - manchmal, so scheint es, *das* zentrale Thema der Philosophie des Geistes überhaupt.

Für die Psychologie ist die zentrale Rolle der Bewusstseinsthematik irritierend, weil sie längst mit einem (oft impliziten) Arbeitsmodell operiert, das Bewusstseinserscheinungen eine eher randständige Rolle im Gesamthaushalt geistiger Prozesse zuschreibt. Dieses Arbeitsmodell betrachtet den menschlichen Geist als ein Organ, das vor allem darauf angelegt ist, situationsgerechtes Handeln zu gewährleisten - ein Ziel, das im wesentlichen durch subpersonale Prozesse erreicht wird und nur unter bestimmten Bedingungen, die gewiss noch der Klärung bedürfen, auf die Beteiligung bewusster mentaler Prozesse angewiesen zu sein scheint. Bewusstseinsprozesse sind nach diesem Arbeitsmodell bestenfalls die Spitze des Eisbergs, den es zu ergründen gilt. Der Zugriff zum Geist über das Bewusstsein mag in vieler Hinsicht naheliegend sein, aber auf dem Hintergrund eines biologisch-funktionalistischen Verständnisses geistiger Prozesse, wie es in den empirischen Kognitionswissenschaften verbreitet ist, muss dieser Weg irreführend und unproduktiv erscheinen.

Erkenntnis: Eng damit zusammen hängt eine andere Schwerpunktbildung, die in philosophischen Theorien des Geistes verbreitet ist: die starke Betonung der Erkenntnisfunktion kognitiver Prozesse und die relative Vernachlässigung ihrer pragmatischen Funktion. Die Untersuchung von Erkenntnisfunktionen rollt kognitive Prozesse von der Eingangsseite auf, die Untersuchung ihrer pragmatischen Funktion dagegen von der Ausgangsseite. Auch in dieser Hinsicht stand die Psychologie in ihren Anfängen zunächst ganz auf der Erkenntnis- und Eingangsseite und hat kognitive Funktionen von dorthier untersucht: Wahrnehmung, Denken, Gedächtnis, Aufmerksamkeit usw. Erst in neuerer Zeit ist sie dazu übergegangen, diese Prozesse zunehmend als Instrumente für die Lösung pragmatischer Aufgaben zu verstehen und sie auch von der Ausgangsseite her zu betrachten. Das heißt, sie sieht kognitive Prozesse vor allem im Dienste der situationsgerechten Steuerung von Verhalten und Handlung. Dieser Zweck ist es, für den sie in

evolutionären, historischen und individuellen Lernprozessen optimiert worden sind.

Hier gilt also das gleiche wie zuvor: Kognitive Funktionen als reine Erkenntnisfunktionen zu betrachten und zu diskutieren ist in ähnlicher Weise verkürzt und unproduktiv wie Bewusstseinserscheinungen an und für sich zu diskutieren. Man sieht in beiden Fällen nur das, was offensichtlich ist, aber man übersieht dabei die verborgenen Funktionszusammenhänge, in die das Offensichtliche eingebettet ist. Psychologie und kognitive Neurowissenschaften haben, was diesen Punkt betrifft, eine andere Lerngeschichte durchlaufen als die Philosophie. Deshalb knirscht es hier immer mal wieder.

Sprache: Eng mit dem Fokus auf Bewusstsein und Erkenntnis verknüpft ist ein besonderes Interesse für sprachlich repräsentierte (oder jedenfalls repräsentierbare) Prozesse und Strukturen. Nachdem Sprache das Medium und Instrument des philosophischen Diskurses ist, liegt es nahe, dass sprachgebundene mentale Prozesse auch im Zentrum philosophischer Analysen stehen. Und auch hier gilt, dass die Psychologie lange Zeit mit der Philosophie die Ansicht geteilt hat, dass symbolische Repräsentationsprozesse, wie sie der Verarbeitung von Sprache zu Grunde liegen, als kognitive Grundprozesse *par excellence* anzusehen sind. Allerdings galt dies immer nur für den Bereich der >höheren< geistigen Prozesse, wie Denken, Problemlösen und Gedächtnisfunktionen. Für die elementarerer kognitiven Funktionen wie Wahrnehmung, Bewegung oder Aufmerksamkeit wurden hier seit jeher andere - nicht-symbolische - Formen von Repräsentation diskutiert, die vor und unabhängig von Sprache operieren.

Wo die Grenzziehung zwischen symbolischen und nicht-symbolischen Repräsentationsformen verläuft und wie die einen mit den anderen zusammenhängen könnten, ist gerade in den letzten Jahren ein heiß diskutiertes theoretisches Thema geworden. Theorien der nicht-symbolischen Repräsentation (*embodied Cognition*) haben sich mit Erfolg gegen die theoretische Vorherrschaft symbolischer Repräsentationstheorien (*symbolic Cognition*) zur Wehr gesetzt und ihnen gegenüber Boden gut gemacht. Wie immer man die theoretische Situation beurteilen mag, hier gilt abermals das gleiche wie zuvor: Theorien symbolischer Repräsentation decken in jedem Fall nur einen Ausschnitt aus dem Gesamtspektrum mentaler Prozesse ab. Deshalb ist es riskant und vermutlich irreführend, das Studium der Arbeitsweise des Geistes vorwiegend am Paradigma symbolischer Repräsentation zu orientieren.

Philosophie nervt: Warum also nervt Philosophie? Weil die thematische Schwerpunktsetzung der philosophischen Diskussion ein implizites Arbeitsmodell des Geistes transportiert, das aus der Sicht der empirischen Kognitionswissenschaften verkürzt und irreführend ist. Aus der funktionalistischen Perspektive, die diese Disziplinen sich zu eigen gemacht haben, ist der Geist ein Organ, das dem Überleben durch situationsgerechte Handlungssteuerung dient. Bewusstsein, Kognition

und Sprache sind zwar die Lebensäußerungen des Geistes, die auf der Hand liegen und uns leicht zugänglich sind. Aber die Theorie des Geistes wäre schlecht beraten, wenn sie sich primär an diesen zugänglichen Lebensäußerungen orientierte. Das ist der Grund, warum Philosophie (mich) manchmal nervt.

2. PHILOSOPHIEREN

Ganz schön nerven kann gelegentlich auch das Philosophieren als Tätigkeit. Hier werden nämlich methodische Eigenarten kultiviert, die in den empirischen Wissenschaften nicht vorkommen und die hier wohl auch kaum weiterhelfen würden.

Logik und Pragmatik: Erkenntnis lebt von Begriffen, und deshalb ist das Geschäft der Bildung und Differenzierung von Begriffen zentral für jede Wissenschaft. Trotz dieser zentralen Bedeutung bleibt es in den empirischen Wissenschaften, von denen hier die Rede ist, merkwürdig unthematisch. Sie bilden nämlich die Begriffe, mit denen sie hantieren, nicht in expliziten Definitionsverfahren, sondern im faktischen Gebrauch. Begriffe werden gleichsam pragmatisch konstituiert - mit der Folge, dass man oft keine rechte Antwort weiß, wenn man unversehens nach Definitionen gefragt wird. In der experimentellen Psychologie reden wir beispielsweise ständig von Informationsverarbeitung. Aber wenn man uns fragt, was Information und Verarbeitung eigentlich bedeuten, müssen wir passen. Trotzdem funktionieren die Begriffe kraft impliziter pragmatischer Konventionen. Die Community hat ein geteiltes Verständnis darüber, wann und wie sie gebraucht werden, und das reicht.

Ganz anders die Philosophie, die sich solches pragmatisches Durchwursteln nicht leisten kann oder mag und nach expliziten Definitionen strebt. Philosophieren bedeutet über weite Strecken nichts anderes als explizit definierte und in sich widerspruchsfreie Begriffssysteme zu entwickeln.

Was diesen Punkt betrifft, könnte die methodische Praxis der beiden Lager verschiedener kaum sein. Kein Wunder, dass Probleme entstehen, wenn man sie in Kontakt bringt. Auf den ersten Blick haben die empirischen Wissenschaften hier schlechte Karten, denn was sollte man schon gegen eine Praxis sagen können, die sich Präzision und Widerspruchsfreiheit zum Ziel setzt? Und wie soll man stolzen Philosophen begegnen, die arme Empiriker in die Defensive treiben, indem sie ihnen die Unklarheiten und Inkonsistenzen ihrer Begrifflichkeit vorführen?

Hier sind zwei Reaktionen möglich, zwischen denen das empirische Lager hin- und herschwankt: demütige Bewunderung und skeptische Ablehnung. Demütige Bewunderung gilt der Tatsache, dass die Philosophie dank ihrer begrifflichen Kunstfertigkeit den Erkenntnisidealen der Klarheit, Präzision und Widerspruchsfreiheit deutlich näher kommen kann als die eigene wissenschaftliche Tätigkeit

- mit der Folge, dass einem die begrifflichen Unklarheiten des eigenen Tuns im Angesicht der stolzen Philosophie ein bisschen peinlich sind. Skeptische Ablehnung ist die andere Reaktion, und sie verbindet sich oft mit trotziger Rechtfertigung der eigenen Methodologie. Vieles spricht nämlich dafür, dass empirische Wissenschaften - jedenfalls die, von denen hier die Rede ist - von der Unschärfe ihrer pragmatisch gewonnenen Begrifflichkeiten leben, und dass die Schärfe logisch getrimmter Begriffssysteme sie binnen kurzem zu Grunde richten würde. Scharfe Begriffe sind gewiss auch hier das Erkenntnisziel, aber der Weg zu diesem Ziel ist auf unscharfe Begriffe angewiesen. Begriffe mit scharfen Rändern halten vielleicht den Kontakt mit anderen Begriffen mit scharfen Rändern aus, aber nicht den Kontakt mit der empirischen Realität, auf die sie sich beziehen, bzw. den Begriffen, die wir brauchen, um diesen Kontakt zu pflegen. So wird die Not der begrifflichen Schwäche zur Tugend der empirischen Stärke.

Und warum nervt dann das Philosophieren? Weil es uns ein Erkenntnisideal vor Augen führt, dem wir nicht gerecht werden können - und weil es uns unsere diesbezügliche Schwäche vor Augen führt. Zwar glauben wir, dass unsere Schwäche in Wahrheit unsere Stärke ist. Trotzdem nervt es, an Standards gemessen zu werden, die man nicht erreichen kann.

Sprache und Sache: Was empirische Wissenschaften wollen, ist ziemlich einfach und klar: Sie wollen klären, wie bestimmte Ausschnitte der Welt beschaffen sind, z.B. was für Arten von Dingen es dort gibt und wie sie miteinander zusammenhängen. Was das Philosophieren betrifft, ist mir weniger klar, worauf es eigentlich abzielt. Philosophieren scheint mir oft zwischen zwei Polen zu oszillieren, zwischen denen es sich nicht recht entscheiden mag: klären, wie die Welt beschaffen ist und klären, wie man über die Beschaffenheit der Welt widerspruchsfrei reden kann. Ich weiß natürlich, dass dieser Unterschied für manche philosophischen Ansätze überhaupt nicht existiert, d.h. dass sie glauben, dass das eine nur über das andere zu haben ist. Das kann so sein oder auch nicht, aber für die Kommunikation mit empirischer Forschung ist derartige Doppelbödigkeit fatal. Empirische Forschung ist darauf ausgerichtet, die Sachverhalte in der Welt aufzuklären, wobei sie natürlich auf sprachliche Mittel angewiesen ist. Beim Philosophieren weiß man dagegen nie genau, ob es gerade um Sachverhalte selbst geht oder um das Reden über Sachverhalte. Hier muss man ständig gewärtig sein, dass der philosophische Dialogpartner sich von der Sachklärung auf die Sprachklärung zurückzieht - sei es, weil er glaubt, dass er gar nichts anderes leisten kann/soll, sei es, weil er glaubt, dass Sachklärung überhaupt nur durch Sprachklärung erreicht werden kann. Was immer der philosophische Glaube sein mag - den empirischen Partner nervt solches Philosophieren. Da er nämlich von Berufs wegen nicht daran glaubt, dass Sprachklärung Wesentliches zur Aufklärung von Sachverhalten beitragen kann, tut er sich schwer mit Partnern, denen die Klärung der Sprache über die Klärung der Sache zu gehen scheint.

Möglichkeit und Wirklichkeit: Eng mit der Fixierung auf Sprache hängt eine andere Eigentümlichkeit des Philosophierens zusammen, die das empirische Lager immer wieder irritiert: die Begeisterung für Möglichkeiten, die die Begeisterung für Wirklichkeiten oft bei weitem übertrifft. Im empirischen Lager interessiert man sich in der Regel für nichts anderes als das, was man für >die Wirklichkeit< hält, und man geht davon aus, dass die Welt, in der man lebt, bestimmte Eigenschaften hat und bestimmte andere nicht. Das Philosophieren liebt demgegenüber das Gedankenexperiment, in dem man sich vorstellt, dass es Welten gibt (z.B. Paralleluniversen), in denen einige Eigenschaften anders sind als in der uns bekannten Welt, oder dass es Wesen gibt (z.B. Zombies), die fast so sind wie wir, aber eben doch nicht ganz.

So lehrreich, unterhaltsam und manchmal auch vergnüglich derlei Gedanken-spiele sein mögen - so irritierend sind sie für diejenigen, die nichts weiter wollen als die wirkliche Welt verstehen, in der wir zu leben glauben. Natürlich rechtfertigen Philosophen derartiges Philosophieren damit, dass auf diese Weise auch die Begrifflichkeit, die wir zur Erfassung der wirklichen Welt haben, geschärft wird. Der empirischen Seite will das allerdings nur schwer einleuchten. Denn warum sollten Erfindungen möglicher Welten und Wesen unsere Begriffe für die wirkliche Welt und wirkliche Wesen schärfen, wenn diese Erfindungen in beliebige Richtungen gehen können? Was sie gewiss schärfen können, sind Sprachregelungen und Begrifflichkeiten zur Charakterisierung möglicher Welten. Aber was soll die Empirie damit nur anfangen?

Philosophieren nervt: Warum also nervt das Philosophieren? Vielleicht deshalb, weil die Art, in der die philosophische Forschung ihr Geschäft betreibt, im Grunde deutlich macht, dass sie einen anderen Gegenstand hat als die empirischen Kognitionswissenschaften. Empirische Forschung untersucht kognitive Systeme, die sie vorfindet, philosophische Forschung dagegen Sprachregelungen und Begriffssysteme für die Charakterisierung möglicher kognitiver Systeme. Beide Geschäfte sind in sich legitim, aber man darf nicht glauben, dass das eine von dem anderen profitieren kann. Manche Philosophen glauben das aber, und manche Kognitionswissenschaftler auch, und wenn sie sich dann zu belehren versuchen, gehen sie sich gewaltig auf die Nerven.

3. PHILOSOPHEN

Wissenschaft lebt vom Streit, aber wie Streit ausgetragen wird, ist von Disziplin zu Disziplin ziemlich unterschiedlich. In den empirischen Wissenschaften wird Streit letztlich anhand von Beobachtungen entschieden. Die Methodologie dieser Disziplinen ist im Grunde nichts anderes als eine Sammlung von Konventionen darüber, wie man streitentscheidende Beobachtungen anstellen kann. In der

Philosophie wird Streit dagegen durch Argumente entschieden. Was oft darauf hinausläuft, dass er nicht wirklich entschieden wird, weil es ein endgültiges Aus für Argumente kaum geben kann.

Deshalb kann es nicht verwundern, dass die Streitkulturen ziemlich verschieden sind: Streit über Argumente ist in der Regel sehr viel persönlicher als Streit über Beobachtungen. Wenn es um Beobachtungen geht, wird der Streit gewissermaßen externalisiert. >Die Wirklichkeit< entscheidet, wer recht hat. Bei Argumenten geht das nicht. Natürlich ist die Differenz nur graduell - und eigentlich existiert sie auch gar nicht, weil Streit um Beobachtungen natürlich auch immer Streit um Argumente über Beobachtungen ist. Trotzdem bleibt es dabei: Wer durch ein Experiment widerlegt wird, hat unrecht gehabt; wer dagegen durch ein besseres Argument widerlegt wird, hat vielleicht nicht so klug nachgedacht wie der, der ihn schließlich widerlegt. In dem einen Fall hat man Pech gehabt. In dem anderen Fall hat man eine Niederlage erlitten.

Wie Philosophen untereinander streiten, weiß ich nicht. Ich weiß aber, wie Philosophen bisweilen mit empirischen Wissenschaftlern streiten, und das ist nicht immer lustig. Philosophen können nämlich bisweilen eine Überlegenheitsattitüde entwickeln, die ganz schön nervig ist.

Hüter der Tradition: Die Philosophie ist 2 500 Jahre alt, die experimentelle Psychologie gerade mal 150 Jahre. Da ist es vielleicht nicht verwunderlich, wenn Philosophen sich bisweilen als Hüter der Tradition aufführen. Im Prinzip funktioniert das so, dass man bestimmte Fragen als genuin philosophisch qualifiziert und andere, die sich mit diesen Fragen auch beschäftigen wollen, nur soweit als satisfaktionsfähig ansieht, wie sie sich die einschlägige philosophische Literatur angeeignet haben. Wer das nicht tut, wird höflich ignoriert, bisweilen auch harsch kritisiert.

Verständlich ist diese Attitüde schon, und gegen die Forderung, man solle doch erst einmal die einschlägige Literatur zur Kenntnis nehmen, ist grundsätzlich ja auch nichts einzuwenden. Produktiv ist eine solche Haltung aber trotzdem nicht, denn es kann ja immer sein, dass ein wirklicher Durchbruch in der Durchdringung eines Problems geradezu voraussetzt, dass man die Denkgewohnheiten der traditionellen Debatte beiseite schiebt und die Probleme mit einem ganz neuen, von außen kommenden Blick konzeptualisiert - auch wenn die Hüter der Tradition sich beim besten Willen nicht vorstellen können und mögen, dass es nach mehr als 2 000 Jahren noch neue Gedanken geben könnte - Gedanken nämlich, die sie selbst noch nicht gedacht haben.

Besonders nervig fällt die Berufung auf die Tradition dann aus, wenn sie mit der Behauptung verbunden wird, die Philosophie habe die Probleme, die die empirischen Wissenschaften aufgreifen, im Grunde längst gelöst - ein Argument, das mir in der Debatte um die Willensfreiheit vereinzelt begegnet ist. Das nervt nicht nur, sondern provoziert bissige Rückfragen, die ich mir hier aber verkneife.

Anwalt der Theorie: Eine andere nervige Attitüde, der man gelegentlich begegnet, besteht darin, dass die Philosophie des Geistes als theoretische Psychologie oder gar Theorie der Psychologie ausgegeben wird. Sofern damit eine innerphilosophische Arbeitsteilung zwischen theoretischer (rationaler) und nicht-theoretischer (empirischer) Psychologie gemeint ist, soll mir das recht sein. In diesem Fall ist mir nur nicht klar, wo und mit welchen Methoden empirische Psychologie in der Philosophie betrieben wird.

Sofern damit aber eine Arbeitsteilung zwischen Philosophie und Psychologie gemeint ist, ist die Rede von der theoretischen Psychologie ein Affront, den die Kognitionswissenschaften nur als Ausdruck von Ignoranz oder Arroganz werten können. Ignoranz: Philosophen scheinen oft nicht zu wissen, wie Psychologie funktioniert, oder sie machen sich falsche Vorstellungen davon. Und wenn sie sich auskennen, sehen sie in erster Linie das empirische Handwerk, nicht aber das konzeptuelle Gerüst, in das dieses Handwerk eingebettet ist. Hier schimmert das Klischee der Gleichsetzung *empirisch = atheoretisch* durch - ein Klischee, das noch nie gestimmt hat, weder in der Psychologie noch anderswo. Arroganz: Denkbar ist natürlich auch, dass Philosophen die theoretische Seite der Psychologie durchaus kennen, das, was sie dort vorfinden, aber für völlig verfehlt halten. Darüber ließe sich gewiss reden, wenn sie bessere Ideen im Angebot hätten. Wenn das aber nicht zu erkennen ist, bleibt nichts als der Eindruck der Arroganz.

Man kann sich natürlich fragen, warum die Psychologie diese Attitüde nicht mit entspanntem Lächeln quittieren kann. Das kann sie deshalb nicht, weil diese Attitüde ein Klischee mit fataler Öffentlichkeitswirkung transportiert: Hier die philosophische Theorie, die den Blick fürs große Ganze kultiviert und die uns über Wesen und Natur geistiger Prozesse aufklärt, dort die experimentelle Empirie, die sich zwar auf ihr Handwerk versteht und alle möglichen Einzelprobleme mit schlaue ausgedachten Experimenten zu knacken vermag, den Blick fürs große Ganze aber längst verloren hat. Wir, die Denker - ihr, die Bastler - das nervt.

Wächter der Wissenschaft: Da Geistesphilosophen gelegentlich auch Wissenschaftstheoretiker sind und umgekehrt, bleibt es nicht aus, dass sie das, was empirische Kognitionswissenschaften treiben, auch methodologisch und wissenschaftstheoretisch reflektieren. Und da Wissenschaftstheorie gemeinhin nicht nur untersucht, wie wissenschaftlicher Erkenntnisgewinn funktioniert, sondern auch normative Vorstellungen darüber entwickelt, wie er funktionieren soll, bleibt es nicht aus, dass dabei manches von dem, was in den empirischen Disziplinen geschieht, kritisch auseinandergenommen wird. Da werden dann Vermengungen von Sprachebenen, Pseudo-Erklärungen durch deskriptive Konstrukte oder Kategorienfehler aller Art kritisiert - und was es an methodologischen Verfehlungen sonst noch geben mag, mit denen diese Disziplinen in der Tat reich gesegnet sind. Ich sehe darin ein legitimes und auch nützliches Geschäft, das im Prinzip den Wissenschaften hilft, und ich bin der Ansicht, dass wir lernen müssen, mit solcher

Kritik souverän umzugehen und sie produktiv umzusetzen. Das ist gewiss nicht immer der Fall, denn nicht jeder verträgt es, wenn ihm ein kritischer Spiegel vorgehalten wird.

Nervig kann die Wächterrolle der Philosophie allerdings dann werden, wenn sie die Praktiken des Forschungsalltags missversteht und die Reflektiertheit unterschätzt, mit der diese Praktiken gehandhabt werden. Jeder weiß, dass der Laborjargon des Forschungsalltags voll gestopft ist mit Kategorienfehlern. Hier werden Reize wahrgenommen und Repräsentationen vergessen. Ffrier bewirkt Aufmerksamkeit die selektive Verarbeitung von Reizinformation, und Informationsverarbeitung im Frontalhirn moduliert Emotionen. Von Einzelzellen heißt es, dass sie bestimmte Reize sehen, andere dagegen nicht, und von Aktivierungen des Parietalkortex sagt man, dass sie räumliche Beziehungen repräsentieren.

Solche Redeweisen schmerzen das philosophisch geschulte Ohr, sie sind aber im Laborjargon der kognitiven Neurowissenschaften weit verbreitet, und gelegentlich finden sie ihren Weg auch in die offizielle Literatur. Es wäre aber ein Missverständnis, die methodologische Reflektiertheit dieser Disziplinen am Maßstab der Schlampigkeit ihres Laborjargons zu messen. Dieser Jargon ist nichts weiter als eine Sammlung von Kurzformeln, die man augenzwinkernd verwendet, um komplizierte Beziehungen einfach darzustellen - eine *fagon de parier*, kein theoretisch reflektiertes Vokabular. Natürlich besteht immer die Gefahr, dass schlampiges Reden in schlampiges Denken übergeht. Aber Insider sind gewitzt genug, um diese Gefahr zu wissen und ihr entgegenzuarbeiten. Deshalb können Outsider, die nicht müde werden, diese vermeintliche Schwäche anzuprangern, ganz schön nerven.

4. GETRENNTE WEGE

Was folgt aus alledem? Was folgt für die Gegenwart und die Zukunft der Philosophie des Geistes, was für die Kognitionswissenschaften und was für ihre wechselseitige Beziehung? In therapeutischer Hinsicht folgt zunächst überhaupt nichts. Die Philosophie soll ihr Geschäft weiterhin so betreiben, wie sie es kann und wie sie es für richtig hält - und für die empirischen Kognitionswissenschaften gilt das gleiche. Die Gereiztheiten und Genervtheiten, die ich artikuliert habe, gehen schon in Ordnung. Sie sind die natürliche Begleitmusik zu einer Beziehung, die auf Konkurrenz aufgebaut ist, und ich zweifle nicht daran, dass auf der anderen Seite mit Leichtigkeit eine ähnliche Liste aufgestellt werden kann.

Damit sind wir bereits bei den diagnostischen Schlussfolgerungen und ihren prognostischen Konsequenzen angelangt. Je länger meine ambivalente Beziehung zur Philosophie andauert, desto schwächer wird mein ursprünglicher Glaube an die Komplementarität von philosophischer und empirischer Erforschung geistiger

Tätigkeit. Natürlich gibt es gelegentlich wechselseitige Anregungen und Befruchtungen, aber auf Dauer gestellte Zusammenarbeit sehe ich nirgends. Philosophie und Kognitionswissenschaften sind zunehmend zu Konkurrenten auf dem Markt der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden. Eine gemeinsame Zukunft dürfte ihnen kaum beschieden sein. Sie haben nur zwei Möglichkeiten: ignorieren oder nerven. Entweder betreiben beide ihr eigenes Geschäft und kümmern sich nicht umeinander, oder - wenn sie es dann doch nicht lassen können - gehen sich gegenseitig auf die Nerven.